



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Literatur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Isabelle von Spanien, die Gebäude Antwerpens, die Reihen brabantischer Fürsten, alles dies und noch mehr ließ ein flüchtiges Ausziehen der Schrankschubladen übersehen. Die meisten Platten, so wie eine vollständige Reihe aller gedruckten Bücher befanden sich nach der Aussage des Factors in einem Zimmer des Junkers selbst. Mengstlich horchend, ob dieser von dem eingedrungenen Besuche nichts höre, treibt der Factor zur Eile, doch noch muß er mit uns in den andern Flügel, in die leider neu geweihte Küche hinaufsteigen, die mit ihren Schmelzöfen und Apparaten zum Letternguß uns ein treffliches Original zu einer Alchymistenküche böte. Welcher Reichthum von Stoff zur Literaturgeschichte liegt noch hier verborgen? Welche Fülle interessanter Correspondenzen mag noch unbewußt mit gehütet werden neben dem ganzen Gewinn, den die urkundliche Geschichte einer solchen Anstalt für Culturgeschichte überhaupt hat! Hoffen wir, daß nicht allzulange Wunderlichkeit und Beschränktheit diese Schätze der wissenschaftlichen Benutzung vorenthalte.

### Literatur.

**Todesfälle.** In der vergangenen Woche starb gänzlich verschollen einer der merkwürdigsten Charlatane unsrer Zeit, Friedrich Rohmer, der vor etwa einem Decennium in Süddeutschland und der Schweiz an der Spitze einer kleinen, aber fanatischen Sekte nicht geringes Aufsehn erregte. Er trat auch als politischer Schriftsteller auf, in der festen Ueberzeugung, der Welt die merkwürdigsten Dinge vorzutragen. Wenn diese Schriften äußerst mittelmäßig waren, so wiederholt sich darin nur, was bei einem neu auftauchenden Fanatismus häufig vorkommt: der Glaube gilt nicht der Sache, sondern der Persönlichkeit des Führers. Vor einigen Jahren erschien ein nicht uninteressanter Roman: der Lannhäuser, von Widmann, einem Mann, der früher zu den leidenschaftlichsten Fanatikern Rohmers gehört hatte, und der darin seinen spätern Abfall motivirt. — Unter den literarischen Berühmtheiten heben wir den Professor Friedrich Heinrich von der Hagen hervor, der im 76. Jahre zu Berlin, wo er seit 1821 als ordentlicher Professor gewirkt, gestorben ist. Aus den Sympathien der romantischen Schule hervorgegangen, hat er im Anfang dieses Jahrhunderts auf das lebhafteste für die Wiederaufnahme der germanistischen Studien gewirkt, und wenn eine strengere und gründlichere kritische Methode seine Forschungen überholt und eine Polemik hervorgerufen hat, die durch unangenehme persönliche Beziehungen noch verschlimmert wurde, so wird doch die Literaturgeschichte seine Verdienste nicht vergessen dürfen.

Quarterly Review vom März 1856. — Das Heft enthält eine Reihe sehr interessanter Artikel, die auch beim deutschen Publicum Aufmerksamkeit erregen sollten. Zunächst ein Bericht über das Werk des Sir George Cornewall Lewis: die Kritik der ältesten römischen Geschichte. Bekanntlich unterscheiden sich Niebuhrs

Forschungen von denen Beauforts vorzugsweise dadurch, daß Niebuhr nicht in der Negative stehen blieb, sondern die einzelnen Spuren der Sage zu einer historischen Entwicklung von Zuständen zu krystallisiren strebte. Innerhalb des größern Publicums in England, auch bei den Gelehrten setzte man diesen kühnen Forschungen eine ablehnende Gleichgiltigkeit entgegen. Dagegen fand sich eine, wenn auch nur kleine Zahl gelehriger und gläubiger Schüler, die auf das Wort des Meisters schwuren und durch sein Werk die richtige Phsygnomie der ältern römischen Geschichte für immer festgestellt glaubten. In Deutschland war es anders. Die Methode der niebuhrschen Kritik wurde fast allgemein anerkannt, aber in Bezug auf die Resultate stellt sich jeder jüngere Forscher auf seine eignen Füße, und es gibt bei uns keinen einzigen Geschichtschreiber, der sich dem System Niebuhrs unbedingt angeschlossen hätte, wie denn auch dieser selbst in den verschiedenen Ausgaben seines Werks verschiedene Bahnen einzuschlagen versuchte. — Herr Lewis tritt gegen die Methode im Allgemeinen auf und schließt sich der Methode Beauforts wieder an. Seine Kritik hat ein lediglich negatives Resultat, und sucht die ältere Geschichte Roms ungefähr so darzustellen, wie die ältere Sagen Geschichte Englands von Gottfried von Monmouth bis auf Holinshed, die man ja auch eine Zeitlang als historische Wahrheit annahm. — Der sehr besonnene Berichterstatter in Quarterly Review zeigt nun, daß dieser Vergleich doch unstatthaft ist. Er zeigt, daß in einer Zeit, wo die Schrift nur in den seltensten Fällen angewandt wurde, die mündliche Ueberslieferung eine größere Kraft und Ausdauer hatte, als heute, wo das Gedächtniß sich nur auf das verläßt, was es schwarz auf weiß vor sich sieht. Er zeigt ferner, daß auch noch in unsern Tagen die unmittelbare Erinnerung im Stande sein würde, die Geschichte der letzten hundert Jahre wenigstens in ihren allgemeinen Umrissen wiederherzustellen. Er zeigt ferner, daß einzelne streng historische Urkunden (z. B. der Vertrag mit Karthago 509) uns wirklich überliefert sind, und daß selbst noch in den Zeiten des Livius, vielmehr aber noch in den Zeiten des Fabius Pictor eine größere Zahl derselben vorhanden gewesen sein muß. Abgesehen von den öffentlichen Aufzeichnungen und den Familienerinnerungen, erhielt sich namentlich die Rechts- und Staatsentwicklung in dem Bewußtsein des römischen Volks. In dem römischen Volk lebte eine noch viel größere Anhänglichkeit an Formen und Präcedenzen, als im englischen Volk, und dadurch erhielten die Ritualien, Formulare und Observanzen einen stabilen historischen Charakter, der sich in der Entwicklung eines andern Volks nicht leicht wieder antreffen würde. — Wenn auf diese Weise in den ersten Büchern des Livius sich unzweifelhaft ein starkes historisches Moment vorfindet, so tritt uns in andern Erzählungen ebenso augenscheinlich ein poetisches entgegen. Viele von diesen Sagen sind mit einer Farbe und einer dramatischen Belebung ausgeführt, die gegen die trocknen Notizen aus den Urkunden sehr bedeutend absteht, und die den Geschichtschreibern des augusteischen Zeitalters nicht angehören kann. Niebuhr hat bekanntlich die Hypothese aufgestellt, die Grundlage dieser Erzählungen sei ein zu einem größern epischen Gedicht ausgedehnter Romanzeneyklus von der Vergangenheit Roms gewesen. Wenn diese Hypothese namentlich in der apodiktischen Form Niebuhrs kaum haltbar sein möchte, so läßt sich dagegen nicht daran zweifeln, daß einzelne von den volkstümlichen Geschichten Roms bereits poetisch behandelt waren, bevor Navius und Ennius versuchten, ihnen

eine künstlerische Form zu geben. Die Analogie aller Völker spricht dafür; ja noch heute wird jede irgend populäre Begebenheit durch einen Gassenhauer verewigt, von welchem die gebildete Welt in der Regel gar nichts erfährt. — Freilich berechtigt eine derartige Wahrscheinlichkeitsrechnung noch immer nicht, Hypothesen an Stelle der Thatfachen zu setzen; denn die erste Pflicht des Historikers bleibt, genau festzustellen, was er mit Bestimmtheit weiß, und das, was er nur vermuthet, davon zu sondern. — Der Referent gibt eine sehr gute Charakteristik Niebuhrs. — Niebuhr hatte für einen Geschichtschreiber ausgezeichnete Gaben. Wenig Menschen besaßen jemals in einem höheren Grade diesen wichtigsten aller Vorzüge, die Macht, in seinem eignen Geist ein lebendiges Gemälde der Zeit, die er betrachtete, zu entwerfen und den Gegenstand nicht als ein Aggregat von Einzelheiten, sondern als ein organisches Ganze anzuschauen. Wenige Menschen in unserer Zeit kamen ihm in der Genauigkeit und Ausdehnung seiner vielseitigen Gelehrsamkeit gleich; keiner übertraf ihn in der gründlichen Bekanntschaft mit der Gesamtmasse der vorhandenen römischen Literatur, welche die nothwendige Grundlage aller historischen Forschungen ist. Sein wunderbares Gedächtniß, welches beinahe die Fabeln, die man von den Scalliger erzählt, verwirklichte, befähigte ihn, in jedem Augenblick alle Hilfsquellen seines reichen Wissens zusammenzubringen. Jedes Fragment eines verloren gegangenen Geschichtschreibers oder Annalisten, aufbewahrt durch irgend einen unbekanntes Grammatiker, war ihm fertig zur Hand, wenn er es brauchte, und wurde mit einem unvergleichlichen Scharffinn an der passenden Stelle angewendet. Niemals wurde er von seiner eignen Gelehrsamkeit erdrückt. Er war keineswegs ein Buchgelehrter, dessen Kenntniß von Personen und Zuständen sich auf todte Actenstücke beschränkte; er hatte an den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes den lebhaftesten Antheil genommen, und seine Bekanntschaft mit den modernen Verfassungen und mit ihrer praktischen Bedeutung war ebenso tief als umfassend. Er war im Stande, die Einrichtungen des alten Rom durch Analogien zu erläutern, die er bald aus dem modernen England, bald aus dem griechischen Alterthum oder den mittelalterlichen Sitten seiner ditmarsischen Heimath entnahm. — Aber grade diese Eigenschaften, welche Niebuhrs Größe bedingten, waren auch die Quelle seiner Irrthümer. Dieselbe Gewalt der Imagination, welche ihn befähigte, den Gegenstand seiner Studien in so kräftigen Strichen in seinem Innern auszumalen, und die Einzelheiten zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen, verleitete ihn zuweilen, die Schöpfungen seiner Phantasie für Wirklichkeit anzusehen. Noch häufiger baute er auf seine alten Quellen einen Bau, den sie nicht tragen konnten, oder setzte ihr Zeugniß gradezu aus den Augen, weil es die Symmetrie seiner Zeichnung störte. Er sah das Bild, das er entworfen, so klar vor sich, daß er es für bösen Willen nahm, wenn man es nicht gleichfalls sah. Sein zuversichtlicher Ton, auch wo es sich nur um Vermuthungen handelte, befestigte den Glauben seiner Schüler, aber konnte seine Gegner nicht überzeugen. Selbst die Stärke seines eisernen Gedächtnisses verleitete ihn zuweilen, demselben über die Grenzen des Möglichen hinaus zu vertrauen. Noch häufiger legte er ein unverhältnißmäßiges Gewicht auf irgend eine dunkle Stelle oder fragmentarische Notiz, die von frühern Schriftstellern übersehen war und die doch der allgemein angenommenen bestimmtern und breiteren Erzählung widersprach. Doch haben spätere Geschichtschrei-

ber gezeigt, daß sie auch in Punkten, wo sie zuerst von ihm abweichen zu müssen glaubten, bei gründlicherem Studium seiner Ansicht beigetreten sind. So bemerkt Schwegler, daß Niebuhrs Ansichten oft nur deshalb auf den ersten Anblick willkürlich und unbegründet ausfähen, weil er dazu durch eine Art geschichtlicher Intuition geleitet wurde, und es vernachlässigte, sie durch die nothwendigen Beweise zu befestigen, was dann nachträglich von andern geschehen ist.

In demselben Heft lernen wir einen englischen Kunstkritiker kennen, John Ruskin, der in einer ähnlichen Art, wie unsere moderne schlegelsche Schule, den Verfall der Malerei von Rafael und den andern schöpferischen Männern herleitet, die sich von der Tradition losrissen und das Handwerk zu einer freien Kunst veredelten. — Ein sehr lesenswerther Artikel ist ferner der Bericht über das auch von uns besprochene Werk von Montalembert über die Größe Englands. Der Berichterstatter läßt sich durch die Complimente, die den Einrichtungen seines Vaterlandes gemacht werden, nicht täuschen; er zergliedert die Motive des edeln Grafen und den innern Zusammenhang seines politischen und kirchlichen Lebens mit einem Scharfsinn und einer Beredtsamkeit, die etwas Berschmetterndes hat.

Evangelische Herzensgesänge von Christoph Carl Ludwig von Pfeil. Zum Besten der äußern und innern Mission so wie der Bibelgesellschaft neu herausgegeben von Gustav Knak, Pastor an der böhmisch-lutherischen Kirche zu Berlin. Erstes Heft. Neue Auflage. Berlin, W. Schulze. — Graf Pfeil, geb. 1712 im Leiningenschen, gest. 1784, war seit 1763 geheimer Rath und accreditirter Minister des Königs von Preußen. Er hat in der Einleitung seiner religiösen Gedichte eine Selbstbiographie in Versen mitgetheilt, aus der wir einige Fragmente mittheilen. So erzählt er seinen Eintritt in die hohe Schule, 1728:

Die Zeit, die ich auf solcher zugebracht,  
Hast Du, o Gott, stets über mich gewacht,  
Von Kindheit an ließt Du mir immer nach,  
Ich kannte damals noch nicht Deine Sprach.

„Von meinem vierten Jahre“, setzt er in der Anmerkung hinzu, „kann ich mich zurückbesinnen, daß der Geist des Herrn mich immer gerührt und getrieben und an mir gearbeitet hat mit einer Stimme, Zug und Macht, die ich damals noch nicht kannte.“ Dann fährt er fort:

Dein Geist trieb mich zum Frömmnerwerden an,  
Und rief mir zu: Komm auf die Lebensbahn!  
Ich war mit Lust zu Deinem Wort entflammt,  
Mit einem Trieb zum Kirchendienst und Amt.

Doch wecktest Du selbst, mitten in dem Lauf,  
Mich und in mir den schnellen Zeugen auf.  
Also erweckt, begierig nach dem Heil,  
Ward mir ein Amt in Regensburg zu Theil.

Und dies geschah, da ich kaum zwanzig Jahr,  
Jung, unversucht und ohne Leitung war.  
Du warst mit mir, mein Helfer warest Du,  
Dort führtest du mir auch die Gattin zu. . .  
Bald riefst Du mich, Herr, groß von Rath und That  
Nach Stuttgart hin in den Regierungsrath. . .

Zwar gabst Du zu, warum? ist Dir bewußt,  
 Daß mir bei Nacht ein Arm zerbrechen muß.  
 Allein, weil ich mit Haut und Beinen Dein,  
 So heiltest Du bald wieder mein Gebeln . . .  
 Kaum war ich da, so sendetest Du mich  
 Zu Deinem Knecht, der Preußen Friederich,  
 Der sandte mich sofort ins Reich hinein,  
 Und sprach: Da sollt Ihr Mein Minister sein.

Diese Frömmigkeit bei einem Minister des alten Fritz, dem eifrigen Schüler Voltaires mag auf den ersten Augenblick komisch aussehen, aber wir haben immer behauptet, daß die Frivolität jener Zeit nur auf der Oberfläche war, und daß die alten tapfern Helden des großen Königs den Glauben an ihren Herrgott ebenso warm im Herzen trugen, als mancher neumodische Christ, der ausführlicher darüber zu sprechen versteht. Nur widerstrebt die herrnhutische Frömmigkeit des edlen Grafen im strengsten Sinn des Worts unserm Geschmack. Man lese folgende Strophen eines Liedes, das er 1771 dichtete, als er von einem großen Hoffest zurückkam: „Bei dem Glanz und Stolz der Kleider, bei dem aufgeputzten Haar, Gold und Silber, womit leider! ich auch selbst geschmücket war, dacht ich mitten unter ihnen an das rechte Gallatleid, an den Schmuck der Blutrubinen, Christi Blutgerechtigkeit. Sah ich mit gefärbten Wangen, übertünchet weiß und roth, sie wie Todtengräber prangen, manche wol auch ohne Noth, ließ ich die gemalten Todten das sein was ein jeder meint, und dachte an den weiß und rothen, blutgefärbten Seelenfreund. Den bat ich, mich zu bestreichen mit dem Wunderpurpuroth. Schönster! Dir wünsch ich zu gleichen u. s. w.“ Man lese ferner die beiden Strophen aus dem Jesusbad: „Streckt die ungewaschenen Füße, streckt Haupt und Hände her! daß Er Wasser auf sie gieße, daß Er sie im Wundenmeer wasche, säubre, bis sie rein, weiß wie Schnee gewaschen sein, und die ungewaschenen Seelen taucht in Seine Wundenhöhlen! Gebt die ungewaschenen Zungen, gebt den ungewaschenen Mund, aus dem nichts hervorgedrungen, als wovon der wüste Grund eures Herzens angefüllt, das nur Unflath schäumt und quillt, gebt sie Jesu, abzubaden in dem Blutteich seiner Gnaden!“ — Das ist das Christenthum, welches man heutzutage gern wieder der heidnischen Welt ankündigen möchte! Die letztere hat wenigstens den Vorzug, reinlicher zu sein.

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Zweiten Bandes vierte Lieferung, von Dampfkutsche — der. Leipzig, S. Hirzel 1856. — Die neue Lieferung des großen Werkes, von Wilhelm gearbeitet, zeigt wieder die vervollkommnete Methode, welche schon an den vorigen erfreute. Die deutschen Erklärungen der mitgetheilten Wörter, wie das durchgehende Bestreben, die Bedeutungen derselben zu disponiren und in ihren Nuancen darzustellen, erfüllen eine auch in diesem Blatte öfter vorgetragene Bitte. Für den sorgsamem Leser ist es von Interesse zu sehen, wie sich der Kreis der citirten Schriftsteller nach und nach erweitert. Nicht nur ältere, zum Theil sehr seltene Druckwerke sind nachträglich ausgezogen, sondern auch den neuesten Erscheinungen der Literatur ist billige Rechnung getragen. Auch das Heranziehen der technischen Ausdrücke des Handwerks, der Landwirthschaft und der Künste u. s. w. wird reich-

licher, ebenso die Verwerthung der Provinzialismen. Die Fülle des Stoffes ist jetzt so groß, daß die Kraft der Hand, welche ihn zusammenfaßt, Bewunderung verdient. Das vorliegende Heft enthält von Hauptartikeln außer einer Anzahl interessanter Stammwörter nicht wenige schwierige Pronomina und Partikeln, zum Schluß einen der schwersten Artikel im ganzen Alphabet, das Wort: der, die, das. — Möge das vaterländische Unternehmen energisch fortschreiten und allen Betheiligten, dem Verfasser, dem Verleger und dem deutschen Publicum, wie bisher, zu Stolz, Freude und Förderung gereichen. —

Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht von Schiller. Für Schule und Haus herausgegeben von Karl Gustav Helbig. Stuttgart und Augsburg, Cotta. — Es wird manchem Leser pedantisch erscheinen, daß man die deutschen Classiker in der selben Weise philologisch herauszugeben gedenkt, als die Griechen und Römer. Da sich indeß bei unsern Autoren häufig Stellen vorfinden, die einer Erklärung bedürfen, und da man, abgesehen davon, erläuternde und berichtigende Notizen, namentlich in historischer Beziehung, gern bei der Hand hat, so ist das Unternehmen vollkommen gerechtfertigt, wenn es nur von geschickter Hand ausgeführt wird. Der Herausgeber des Wallenstein, der über den 30jährigen Krieg sehr gründliche Studien gemacht hat, betrachtet als seine Hauptaufgabe die historische Erläuterung, und die Anmerkungen aus diesem Gebiet sind durchweg dankenswerth. Weniger einverstanden sind wir mit den sprachlichen Anmerkungen, gegen deren Richtigkeit sich zwar nichts einwenden läßt, die aber öfters Dinge erklären, welche sich von selbst verstehen. Die Textesworte sind genau nach der ersten Ausgabe abgedruckt, die Interpunction des Dichters ist in den meisten Fällen festgehalten, die bereits in den neuern Ausgaben üblich gewordene Orthographie möglichst consequent durchgeführt. — Die historische Einleitung ist vortrefflich, sie gibt genau dasjenige, was nöthig ist, um das Verhältniß der poetischen Erfindung zur Thatsache festzustellen, und nicht mehr. Der Herausgeber erwähnt das einzig ähnliche Bild des Herzogs, welches sich im Schloß Friedland befindet. Wir hätten gewünscht, daß die Buchhandlung dasselbe dem Werke beigegeben hätte. In Bezug auf das ästhetische Urtheil sind wir im Wesentlichen mit Herrn Helbig einverstanden, z. B. auch in der Beurtheilung der beiden sogenannten Idealfiguren; dagegen müssen wir in einzelnen Punkten den Dichter entschieden in Schutz nehmen. Wir finden die Auffassung des Schicksals im Wallenstein durchaus verständlich, dramatisch wahr und nicht im mindesten peinlich; wir finden die Einmischung der Astrologie poetisch wie historisch gerechtfertigt; wir finden den Kampf Wallensteins mit seinem Schicksal, das er sich freilich selbst bereitet hat, sehr schön ausgeführt, und würden überhaupt das ganze Drama, mit Ausnahme der unklar gedachten Figur der Thekla, für ein Meisterstück erklären, das den classischen Kunstwerken aller Nationen an die Seite gestellt werden könnte, wenn der Dichter nicht gar zu sehr in die Breite gegangen wäre. Doch haben wir uns darüber an einem andern Ort bereits ausführlicher ausgesprochen und können hier einfach darauf verweisen. —

Friedrich Krug von Niddas Nachlaßschriften. Herausgegeben mit Bewilligung seiner Witwe und unter Verantwortlichkeit des Verlegers. 1. Band. Markgraf Eckard von Meissen. Querfurth, Schmid. — Krug von Nidda gehört zu den wohlgesinnten Dichtern dritten Ranges, die wegen ihres liebevollen Eifers Grenzboten. III. 1836.

für die Sache der Kunst zuweilen sehr geeignet sind, uns das Verständniß einer allgemeinen Culturentwicklung, die sich doch nicht bloß auf die eigentlichen Genies beschränkt, näher zu erläutern. Er war 1776 geboren und trat schon im 15. Jahr in sächsischen Militärdienst, wo er die Feldzüge von 1795 und 1806 mitmachte. 1812 finden wir ihn noch im sächsischen Heer auf dem Marsch nach Rußland, wo er am Dniepr schwer verwundet in russische Kriegsgefangenschaft gerieth. Er wurde anfänglich in Kiew, später in Bialystock internirt und kehrte 1814 als Invalide in sein Vaterland zurück, wo er sich auf sein väterliches Erbgut begab und sich mit Fräulein von Hinkeldey, der Schwester des nachmaligen Polizeipräsidenten, vermählte. Nach einer glücklichen, wenn auch kinderlosen Ehe starb er 1843. Er war in den Traditionen der romantischen Schule aufgewachsen. Bereits 1816 hatte ihm Goethe wegen seiner guten Verse Complimente gemacht. 1818 erschien das historische Drama Heinrich der Finkler; Gedichte 1820; Erzählungen und Romanzen 1824; Skanderbeg, ein heroisches Gedicht 1823; Localumrisse 1825; Schwertlilien 1827—30; der Schmidt von Jüterbogk, Chronik in Romanzen 1824; Italienische Reisen 1832; Bilderskizzen einer Rheinwanderung 1833; Erinnerungsblätter einer Schweizerreise 1840. — Der Nachlaß soll in drei Bände gesammelt werden; der 1. Band, der bereits vorliegt, enthält das historische Drama „Markgraf Eckard von Meissen,“ ein wohlgemeinter, aber nicht bedeutender Versuch in der schillerschen Form; der 2. Band, der den Titel „Gedenkbüchlein“ führt, enthält einzelne Notizen, die zwar kein eigentlich literarisches Interesse haben, aber doch dazu dienen, uns den Charakter des Verfassers von einer wesentlich achtungswerthen Seite zu zeigen. Dahin gehört die Beschreibung seines Aufenthalts am Dniepr 1812, ferner die Beschreibung seiner Zusammenkunft mit Goethe in dem Bade Tennstädt 1816, der sich sehr freundlich und gütig gegen ihn betrug und viel zugänglicher war, als gewöhnlich in Weimar. Folgende Aeußerung des großen Dichters verdient aufbewahrt zu werden: „Man ehrt mich zu hoch! Ich habe mit meiner Zeit gelebt und verkehrt, und einer hat sich an dem andern erhoben. Den Vorderen sind wir auf die Schultern gestiegen, sahn hierdurch vielleicht etwas weiter als sie, und so gestaltete sich manche neue Erscheinung!“ — Endlich einige Gedichte moralischen Inhalts, die eine sehr gesunde, verständige Gesinnung verrathen. Darunter finden sich auch einige von philosophischer Färbung, welche für unsre Zeit insofern Interesse haben werden, als ihnen die kantische Philosophie zu Grunde liegt, während wir jetzt nur an ein poetisches Hegelthum gewöhnt sind, z. B.

Willst dem Gedanken Du, dem flüchtigen, Dauer leihn?  
 Fixir' ihn durch die That, so wird er ewig sein!  
 Kein Pyramidenbau ging je aus Menschenhand,  
 Der vor des Bauherrn Geist nicht noch weit Kühner stand.

Das eben ist des Geistes unschätzbare Bedingung,  
 Daß höher als er selbst oft seine innre Schwingung!  
 Dies bürgt ihm, daß, wo auch das Ird'sche sich verliert,  
 Ein Pfad sich zeigen wird, der ihn zum Ewgen führt.

Zwei Dinge waren noth, sollt' ohne Furcht und Grauen  
 Der räthselhafte Mensch sein Dasein überschauen:  
 Zuerst das Medium der userlosen Zeit,  
 Und dann der Raum, worauf er seine Thaten freut.

Hamlet. Zwei Vorträge, gehalten im Verein für Kunst und Literatur zu Mainz von Dr. Louis Noiré. Mainz, B. von Zabern. — Die Vorträge enthalten nichts wesentlich Neues, sie stellen aber für das größere Publicum das vorhandene Material auf eine zweckmäßige Weise zusammen. —

Briefe des Großherzogs Karl August und Goethes an Döbereiner. Herausgegeben von Oskar Schade. Weimar, Böhlau. — Döbereiner, geboren 1780, war seit 1810 bis zu seinem Tod 1849 Professor der Naturwissenschaften in Jena. Die mitgetheilten Briefe zeigen, ein wie ernsthaftes Studium Karl August und Goethe selbst auf die Details dieser Wissenschaft verwendeten. Was ihm diese Wissenschaft war, hat der edle Fürst einmal in einem Gespräch mit Röhr entwickelt. „Als im Jahr 1806 das große Unheil über unser Vaterland kam und ich ringsum so viel Untreue, Verrath und Betrug sah, da bin ich an der Menschheit verzweifelt. Und in meiner Verzweiflung hat mich allein die alte Liebe zur Natur aufrecht erhalten, und ich habe mich in sie versenkt. Und da mich die Menschen anekelten, bin ich zu den Pflanzen gegangen und habe sie studirt und habe mit den Blumen verkehrt, — und die Blumen haben mich nicht betrogen.“ — Es war ihm vergönnt, noch in seinen letzten Augenblicken in der Gesellschaft Alexanders von Humboldt sich mit seiner Lieblingswissenschaft zu beschäftigen. Der Bericht Humboldts an Goethe ist zu schön, als daß wir ihn nicht hier mittheilen sollten. „Wer konnte mehr durch das schnelle Hinscheiden des Verewigten erschüttert werden als ich, den er seit dreißig Jahren mit so wohlwollender Auszeichnung, ich darf sagen, mit so aufrichtiger Vorliebe behandelt hatte. Auch hier in Berlin wollte er mich fast zu jeder Stunde um sich haben; und als sei eine solche Lucidität, wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen der Vorbote des scheidenden Lichts, nie habe ich den großen menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller fernern Entwicklung des Volkslebens theilnehmender gesehn als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen. Ich sagte mehrmals zu meinen Freunden ahnungsvoll und beängstigt, daß diese Lebendigkeit, diese geheimnißvolle Klarheit des Geistes bei so viel körperlicher Schwäche mir ein schreckhaftes Phänomen sei. Er selbst oscillirte sichtbar zwischen Hoffnung der Genesung und Erwartung der großen Katastrophe. Als ich ihn vierundzwanzig Stunden vor dieser sah beim Frühstück, er krank und ohne Neigung etwas zu genießen, fragte er noch lebendig nach den von Schweden herübergekommenen Granitgeschieben baltischer Länder, nach Kometschweifen, welche sich unsrer Atmosphäre trübend einmischen könnten, nach den Ursachen der großen Winterkälte an allen östlichen Küsten. In Potsdam saß ich mehre Stunden allein mit ihm auf dem Kanapee. Er trank und schlief abwechselnd, trank wieder, stand auf, um an seine Gemahlin zu schreiben, dann schlief er wieder. In den Intervallen bebrängte er mich mit den schwierigsten Fragen über Physik, Astronomie, Meteorologie und Geognose, über Durchsichtigkeit eines Kometenkerns, über Mondatmosphäre, über die farbigen Doppelsterne, über Einfluß der Sonnenflecke auf Temperatur, Erscheinen der organischen Formen in der Urwelt, innere Erdwärme. Er schlief mitten in seiner und meiner Rede ein, wurde oft unruhig und sagte dann, über seine scheinbare Unaufmerksamkeit milde und freundlich um Verzeihung bittend: Sie sehen, Humboldt, es ist aus mit mir!“

Goethes Faust. Briefwechsel mit einer Dame, herausgegeben von Albert Grün. Gotha, Scheube. — „Ich kam nach Hause, nahm den Faust und wollte die Lectüre beginnen. Aber Faust — wer ist das? Woher stammt, was will und was soll der? Da stand ich schon wie ein Schweizerkühlein auf der pariser Industrieausstellung. Ich fragte, man erzählte mir allerhand u. s. w.“ So schreibt die junge Dame an den Verfasser, den sie mit Verehrter Herr anredet, und als dessen ergebene Dienerin sie sich mit vollkommenster Hochachtung unterzeichnet. Er antwortet ihr: „Mein Fräulein“ (nicht einmal: Geehrtes Fräulein) und commentirt sogleich tapfer drauf los. Nur muß man nicht glauben, daß sie sich blos von Faust unterhalten. Sie erkennt in ihm den tiefstinnigsten Philosophen, er findet in ihr das herrliche Bild vollendeter Weiblichkeit, und so finden sie denn Gelegenheit, sich die schönsten Complimente zu sagen. S. 72. nennt er sie: „Mein liebes Fräulein“, S. 87. „Liebe Freundin“. Sie antwortet: „Sie Unermüdlicher! und doch sollte ich eigentlich mit Ihnen grossen! weniger des reisrockigen Titels „Freundin“ wegen, der mich so alt anmuthet, als wäre ich meine eigne Tante u. s. w.,“ und unterzeichnet sich „Ihr kleines Kind“. Er antwortet S. 111: „Mein liebes Mädchen“ und setzt diese Bezeichnung S. 143. fort. Ihr nächster Brief ist schon ohne Ueberschrift. „Warten Sie, halten Sie ein, verehrter Freund! Jetzt gehn mir die Lichter zu sehr von allen Seiten auf, als daß ich länger schweigen könnte. Vor dem Gewaltigen erstirbt ja auch jede kleinliche Rücksicht; wer wollte fordern, daß ich an mich denke, wo Himmel und Erde im Frühlingskusse erbeben!“ Er antwortet: „Mein gutes Mädchen!“ — „O lieber Freund, wie albern ich mich fühle!“ Unterschrieben: Ihre Thörin. Mein liebes Kind, heißt es dies Mal, und zum Schluß: Der heilige Geist sei mit Ihnen. Endlich sein letzter Brief hat die Ueberschrift: Sie wunderbares Wesen. Nun, dachten wir, ist die Geschichte richtig, der Heirathsantrag kann nicht ausbleiben; wir waren daher nicht wenig verduzt, als sich folgendes Resultat herausstellte: „Wie sehr Sie mich durch Ihr Interesse, Ihre rege Aufmerksamkeit, den freudigen Wucher mit Ihren reichen Talenten und die Freundlichkeit Ihres Herzens erquickt, beglückt haben, müssen Sie selbst empfinden; ich habe für persönliche Gefühle selten Worte. Das Einzige, was Ihr Verdienst in meinen Augen noch erhöhen könnte, wäre . . . Sie errathen's gewiß nicht! Je nun, wenn Sie, um recht Viele desselben erquickenden Eindrucks und, was wichtiger ist, Ihrer lebendig tiefen Auffassung der Gretchentragödie theilhaft zu machen, mir die Erlaubniß zur — erschrecken Sie nicht! — zur Veröffentlichung Ihrer Briefe geben wollten.“ — Warten Sie, halten Sie, verehrter Herr! was wird die junge Dame dazu sagen? „Nicht als täuschte ich mich über die Worthlosigkeit meiner Ergüsse; aber sie sind die Bindeglieder zwischen Ihren Schreiben, und so mögen sie um so eher mit hinauswandern, da alles, was in mir dagegen redet, am Ende doch nur „Eitelkeit und Kurzsinn“ ist. Die Launen eines Mädchens sollten Sie hindern, Licht und Wärme in alle Welt auszufrahlen? Nimmermehr!“ — Es folgen nur noch ein paar Zeilen, und wir schwebten schon in der Furcht, gänzlich enttäuscht zu werden, aber diese Zeilen haben uns wieder beruhigt. „Eine möglichst saubere Abschrift Ihrer Briefe liegt bei; der Weg zu den Originalien geht — das hätten Sie wissen können — über meine Leiche. Was ich sonst noch auf dem Herzen habe, will sich nicht ablösen; so mag's da

drinnen bleiben. Ade! Ihr Mädchen.“ Da wir also trotz der beschlossenen Reise des Verfassers ein baldiges näheres Verhältniß erwarten können, so wollen wir hoffen, daß sich später die beiden Herrschaften auch über andre Gegenstände unterhalten werden, denn fortwährend über Faust zu reden ist doch am Ende ermüdend. Der Verfasser hat sein Werk einer Dame gewidmet, die aber das junge Fräulein nicht sein kann, da sie eine verheiratete Frau ist. Dennoch sagt der Verfasser, diese Briefe gehörten ihr. Als er nämlich den Briefwechsel zum Druck vorbereitete, überfiel mich auf einmal, menschlerisch fast, ein Bangen und Zagen mächtiger Art. Mir war, als würde die oft so raube Kritik dem Büchlein jeglichen Werth absprechen und niemand, niemand seiner sich annehmen.“ In der Rathlosigkeit dieses Kummers wurde der Verfasser dadurch getröstet, daß sich die Wolken zu dem lächelnden Antlitz seiner Freundin gestalteten. — Da wir nun überzeugt sind, daß dies Antlitz schön und daß die verehrte Freundin sehr liebenswürdig ist, so wollen wir unsrerseits uns davor hüten, von ihr ein unartiger Kritiker gescholten zu werden. —

**Neue Romane.** Die Brautschau. Roman von Caroline von Göhren. Zwei Bände. Berlin, D. Janke. — In dieser Novelle wird der schon öfters behandelte Erfahrungssatz durchgeführt, daß nicht selten durch die wohlgemeinte Bemühung, zwei Menschen, die füreinander passen, zusammenzubringen, das Gegentheil herbeigeführt wird. Die Novelle ist geschickt erzählt und nicht ohne Anziehung. Nur der Schluß hat uns nicht ganz befriedigt; denn ein Ehebündniß, wo der Gatte eine andre Frau mehr liebt, als die er sich wählt, bleibt immer ein etwas deprimirendes Resultat. —

Novellen von Lorenz Diefenbach. Erster Cyclus. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. — Der vorliegende Band enthält folgende Novellen: Täuschung aus Liebe, Heimfahrten, die Ueberraschungen, die Hospitalkter. Sie machen im Wesentlichen einen wohlthuenden Eindruck, da der Verfasser von einer gesunden und verständigen Lebensanschauung ausgeht und die pessimistischen Stimmungen, in denen sich die meisten unsrer Dichter mit so großem Behagen ergehen, glücklich vermeidet. —

Girandola. Novellen von Bernd von Guseck. Vier Bände. Leipzig, H. Costenoble. — Die hier gesammelten Novellen sind von sehr ungleichem Werth; namentlich hätte man gewünscht, daß bei denjenigen, die auf dem historischen Gebiet spielen, der Verfasser den Localton und die Stimmung der Zeit glücklicher getroffen hätte. Doch gehört er immer zu unsern geschickteren Erzählern. —

Klein Dorrit. Roman von (Charles Dickens) Boz. In zwei Büchern. N. d. Engl. von Moritz Busch. Mit 40 Illustrationen von Hablot K. Browne. Leipzig, J. J. Weber. — Da bisher nur sechs Lieferungen erschienen sind, während der ganze Roman in herkömmlicher Weise zwanzig Lieferungen umfassen soll, so können wir natürlich noch nichts Bestimmtes darüber mittheilen. Bei der allgemeinen Spannung indessen, mit der jeder neue Roman von Dickens aufgenommen wird, können wir uns nicht enthalten, wenigstens den vorläufigen Eindruck zu berichten. Leider ist derselbe kein günstiger. Die Composition

scheint wieder ebenso verwickelt, wie in *Bleakhouse*, der Ton neigt sich wieder zur Verstimmung, und was die Hauptsache ist, die Productivität des Dichters scheint im Abnehmen zu sein. Die Personen, die uns bisher begegnet sind, zeigen uns die alten Gesichter unter neuen Masken. Einzelne Schilderungen sind wieder prächtig, namentlich der Anfang, wo die Sommerhize im südlichen Frankreich mit einer Wärme der Phantasie dargestellt ist, deren nur Dickens fähig ist.

Der Sohn eines berühmten Mannes. Historische Erzählung von Levin Schücking. Prag und Leipzig. Expedition des Albums. — Die Erzählung spielt am Ende des dreißigjährigen Kriegs. Der Sohn des berühmten östreichischen Generals Johann von Werth wird der ebenfalls berühmten Herzogin von Longueville, deren Gemahl als Abgeordneter bei den westphälischen Friedensverhandlungen betheiligte ist, als Geleiter mitgegeben. Die schlaue Französin wirft sofort ihre Netze nach ihm aus, allein sie findet einen Stärkern. Der junge Offizier heuchelt ihr Liebe, um durch sie Einfluß auf die Friedensunterhandlungen zu gewinnen und seinem Vaterlande nützen zu können. Zulezt wird aber sein Hauptzweck doch nicht erreicht, er hat sich ohne Erfolg compromittirt, und da sich dem Dichter kein anderer zweckmäßiger Ausgang darbietet, wird durch ein Gefecht, in welchem viele von den Betheiligten bleiben, die Sache ins Gleiche gebracht. Die kriegerischen Episoden, zu welchen diese Erzählung führt, sind lebhaft und mit Wärme erzählt, die Hauptintrigue dagegen ist zu raffiniert angelegt, um Glauben zu finden. —

Eine Novelle aus Lappland. Von G. S. Mellin. Aus dem Schwedischen von Henrik Helms. Leipzig, Vork. — Wenn wir das Interesse, welches das gegenwärtige Publicum an den sogenannten Dorfgeschichten nimmt, historisch verfolgen, so müssen wir bis auf Rousseau, Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand zurückgehen. Die damalige Cultur, so vornehm sie sich in der Regel geberdete, fand doch ein inneres Unbehagen an ihren eignen Resultaten. Sie fühlte den Mangel an innerer Harmonie, das Scheinwesen und die Lüge, die fast in alle sittlichen Verhältnisse verwebt war, und stellte sich daher das Ideal eines Naturmenschen auf, das sie aus ihren Bedürfnissen entnahm, dem sie aber des poetischen Eindrucks wegen ein historisches und locales Colorit gab. Wer erinnert sich nicht aus seiner Kindheit die hottentottische Idylle von Devaillant gelesen zu haben; wer gedenkt nicht mit einer gewissen Nührung an den robinsonschen Freitag, an Paul und Virginie, an Itala, obgleich unserm gebildeteren Geschmack gegenwärtig diese poetischen Erfindungen etwas parfümirt vorkommen. Durch Cooper wurden dann die Rothhäute zur Tagesordnung gemacht, und man freute sich daran, noch in unserem verdorbenen Zeitalter homerische Sitten nach der Natur copiren zu können. Ob diese Zeichnung die Natur ganz getreu wiedergab, darauf kam wenig an, wenn sie nur den Bedürfnissen des Herzens entsprach. Nach der Zeit fing unsere deutsche Gelehrsamkeit an, sich um das eigne Volksleben zu kümmern. Man sammelte zunächst aus wissenschaftlichen Gründen die Märchen, Sagen und Lieder, die sich in den untern Schichten desselben in ungeschwächter Tradition aus der grauesten Zeit her erhalten hatten. Bei der Gelegenheit machten denn auch unsere Dichter die Entdeckung, daß sich in jenen Kreisen Zustände erhalten hätten, die zu einer home-

rischen Schilderung viel geeigneter waren, als die Thaten der Wilden am Ufer des Mississippi. Es sind vortreffliche Dichtungen aus dieser Entdeckung hervorgegangen, und es liegt nicht an den Dichtern, wenn ihre Zeichnung der Natur der wirklichen Natur nicht ganz förderlich gewesen ist. Die Naivetät, die ihr eignes Wesen durchschaut, hört auf, Naivetät zu sein, und wenn die schwarzwälder Bauern erst dahin kommen, sich an Auerbachs Dorfgeschichten zu erbauen, oder wenn die Berner ihren Jeremias Gotthelf studiren, so wird es ihnen gehen, wie den Berliner Eckensteinern, seit sie Rante Strumpf auf dem königstädter Theater sahen; ihr üppiger Naturwuchs wird durch die Schere eine künstlerisch geregelte Natur annehmen, und mit der Natur wird es dann überhaupt vorbei sein. — Wenn unsere Novellisten zunächst aus Cooper lernten, unsere eignen Bauern zu schildern, so greift das Studium Auerbachs wiederum der Beschreibung fernliegender Culturzustände unter die Arme. Schon Mügge hat sich in einem seiner Romane zu den Lappen gewendet, und von denselben sehr liebenswürdige und anziehende Genrebilder entworfen. Der Dichter des vorliegenden Romans ist ihm darin mit großem Geschick gefolgt, und wenn wir auch keinen Eid darauf ablegen möchten, daß sich dort alles genau so verhält, wie er es erzählt, so haben seine Charakterbilder doch eine innere poetische Wahrheit, und das bleibt immer die Hauptsache. In den Schilderungen liegt zuweilen ein großer Zauber, die Fabel ist einfach und naturgemäß, und wenn sie auch keine besondere Spannung erregt, so folgt man ihr doch mit Behagen. —

Das Fräulein von Malepeire. Von Charles-Reybaud. U. d. Franz. von C. W. Bleich. Leipzig, Verd. — Eins der besten Genrebilder, die uns in der neuern französischen Literatur vorgekommen sind. In der Zeit der ersten französischen Revolution hat ein stolzes Fräulein die romantische Grille, sich in einen Bauer zu verlieben, es kommt wirklich zu einer Heirath und sie geht an diesem ungesunden Verhältniß zu Grunde. Das ist der trockne Umriss der Geschichte, in den aber so viele anmuthige Bilder verwebt sind, daß die Novelle allgemeine Theilnahme erregen muß. Am meisten hat uns die zarte Discretion gefreut, mit der die tragischen und schrecklichen Dinge, die sich nicht umgehen ließen, behandelt sind. Der Dichter geht ernst und unerschrocken auf alle Consequenzen ein, aber er hat kein inneres Behagen am Scheußlichen und erspart unsrer Phantasie die Ausmalung dessen, was sie sich ohnehin ergänzen kann. Man muß diese Novelle mit G. Sands Compagnon du tour de France vergleichen, um die Ueberlegenheit der Bildung und des Geschmacks bei dem neuern Dichter recht lebhaft zu empfinden. Man hat vom Standpunkt der Humanität so viel gegen den Begriff der Mesalliance geüfert, daß man darüber vergißt, wie jenem Begriff nicht blos Vorurtheile, sondern auch factische Zustände zu Grunde liegen, und eine Reaction gegen jene Neigung ist daher sehr wünschenswerth. —

Helene. Ein Frauenleben. Roman in drei Bänden. Von R. Prutz. Prag und Leipzig, Expedition des Albums. — An melodramatischer Spannung fehlt es dieser Novelle durchaus nicht; es wird nicht nur Neugierde erregt, sondern man wird einige Male auch recht lebhaft ergriffen. Aber man merkt zu deutlich heraus, daß dies der Hauptzweck des Verfassers ist, und daß die Forderungen der Naturwahrheit und Charakteristik bei ihm erst in zweiter Linie kommen. Die Zu-

stände und Personen, die er mit Behagen und ausführlich schildert, sind durchweg excentrisch, und wo er die beste Gelegenheit hätte, einmal ein normales Seelengemälde zu entwickeln, bricht er kurzweg ab, weil es ihn nicht interessirt. Nebenbei machen wir auch hier die Bemerkung, daß unsre neuern Dichter, grade weil sie viel mehr reflectiren, als unbefangen empfinden, in Bezug auf die sittlichen Principien von einer merkwürdigen Unsicherheit sind. Was uns hier von der leidenschaftlichen Schauspielerin, von dem verschmitzten Juristen, von der hochmüthigen Welt-dame u. s. w. erzählt wird, wollen wir gern gelten lassen, weil es uns der Dichter nicht verschweigt, daß diese Personen keine Vorbilder sein sollen; aber die Heldin selbst, deren Charakter er gewissermaßen vertritt, begeht ein Verbrechen, welches durch die nachträgliche Bemerkung, es sei nicht alles so, wie es sollte, keineswegs wieder gutgemacht wird. So etwas erregt bei Dichtern, wie z. B. Prosper Mérimée oder Charles de Bernard, keinen Anstoß, weil diese sich von vornherein auf einen künstlichen Standpunkt versetzen und in dem Leser das Gefühl erregen, es handle sich hier nicht um eine Geschichte, die ein Urtheil herausfordere, sondern um ein einfaches Naturbild. Dagegen können wir bei einem Dichter, der uns von vornherein zur Reflexion auffordert, Ungehörigkeiten der Art nicht durchgehen lassen. Wo es sich um Maximin handelt, müssen wir ihn auch für seine Erfindungen verantwortlich machen. —

*L'esprit des hommes et les femmes d'esprit* par P. I. Stahl. Cinquième édition. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. — Wir haben die liebenswürdigen Kleinigkeiten schon früher angezeigt und finden den großen Erfolg derselben vollkommen gerechtfertigt. —

*Le lièvre de mon grand-père*, par A. Dumas. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. — Eine tolle, abenteuerliche Jagdgeschichte, aber mit so viel gutem Humor erzählt, daß man sich daran erfreut und es mit der Wahrscheinlichkeit und dem Zusammenhang der Geschichte nicht so genau nimmt.

*L'auberge de la branche de houx*, trad. d'après Charles Dickens par O. Square. Bruxelles et Leipzig, Kiessling, Schnée et Comp. — Eine von den vielen allerliebsten kleinen Erzählungen, die Dickens in seinen Household Words mittheilt. Die Uebersetzung ist ganz vortrefflich und zeigt eine Fähigkeit für das Humoristische, die wir der französischen Sprache gar nicht zugetraut hätten. —

*Misanthropie sans repentir*. Fragments de sagesse par Laurent-Jan. Bruxelles et Leipzig, Kiessling Schnée et Comp. — Scharfsinnige Lebensbeobachtungen in jener witzig aphoristischen Form, die wir von früher her aus Larocoucauld kennen und die in neuerer Zeit vorzugsweise durch Karr ausgebildet ist. Zuweilen geht der Witz mit dem gesunden Menschenverstand durch, wie es bei einer Sammlung von Aphorismen nicht anders möglich ist, im Ganzen wird man aber durch die Lectüre lebhaft angeregt, ohne grade zu sehr angestrengt zu werden. —

---

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **J. W. Gruow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Elbert** in Leipzig.